

Im Mai 1960 war grosse Aufregung in Israel: Adolf Eichmann war gefasst worden und saß im Gefängnis in Israel. Da war ich 10 Jahre alt und verstand nichts von all dem. Nur die Aufregung habe ich natürlich bemerkt, aber das war die Welt der Erwachsenen. Erst als das Bild meines Vaters in der Zeitung erschien, weil er der Verhörer von Eichmann sein sollte, wurde die Angelegenheit für mich interessant. Natürlich bewunderte ich meinen Vater, vor allem, weil alle von ihm sprachen: die Nachbarn, die Lehrer, die Freunde. Alle. Und alle fragten mich danach. Wow, das war ein Gefühl! Ich war plötzlich berühmt, na ja, eigentlich mein Vater. Aber ich wurde von allen angesprochen. Man interessierte sich für mich. ICH war ein Star.

Was die Shoa bedeutete, wusste ich bis im April 1961 nicht. Ich lernte es erst durch den Eichmann Prozess. Das ging nicht nur mir so. Denn die Judenvernichtung in Deutschland war in Israel ein Tabu. Niemand sprach in den Familien darüber, schon gar nicht mit den Kindern.

Dass man ausgerechnet meinen Vater ausgewählt hat, lag an seinem Ruf, ein ausgezeichneter Verhöroffizier zu sein. Etwa 1943 hatte mein Vater als Grenzkontrolleur unter dem Englischen Mandat gearbeitet, dann war er Wirtschaftskontrolleur und wurde 1951 von der Israelischen Polizei übernommen, wo er Wirtschaftsverbrecher und andere Kriminelle verhörte. Er war sehr geschickt und mit seiner sanften Stimme und freundschaftlicher Art brachte er jeden Verdächtigen zum Reden. Vor allem aber war mein Vater Fachmann für das organisierte Verbrechen. Wer die nationalsozialistische Bewegung verstehen will - das müssen sich seine Vorgesetzten gedacht haben - braucht diese Erfahrung mit organisiertem Verbrechen. Außerdem konnte mein Vater akzentfrei Deutsch. Mein Vater wollte diese Aufgabe nicht. Meine Mutter hat ihn überzeugt, dass er es für

die Eltern tun muss, die nicht überlebt hatten. Mein Vater verbrachte 275 Stunden mit Eichmann, dem Mann, der seinen eigenen Vater auf einen der letzten Transporte von Berlin nach Auschwitz geschickt hatte. Aber es war nicht nur das. Er musste Berge von Dokumenten studieren, die seine Kollegen gesammelt haben, Bilder und Filme vom Grauen anschauen und vor allem durfte er nur selten nach Hause. Mein Vater hat sein restliches Leben mit diesem Erlebnis gerungen und viel davon gesprochen. Aber erst, wenn man seine Aufzeichnungen liest, kann man sehen, wie schwer ihm diese Aufgabe gefallen ist: Er kämpfte mit sich selbst gegen den Hass, gegen den Ärger, gegen die Wut und natürlich gegen die Angst, ob er Eichmann zum Sprechen bringen könnte. Besonders freundlich und höflich zu bleiben, war eine Überwindung. Er war mit dieser Taktik immer erfolgreich gewesen und wollte sie nun auch bei Eichmann anwenden. Aber das verstanden nicht alle seine Kameraden. Das Büro 06, so hieß die Polizei-Einheit, die für das Verhör zuständig war, lebte die ganze Zeit neben Eichmanns Zelle in einem leergeräumten Gefängnis. Die Anspannung war riesig und alle hatten ihre eigenen Familiengeschichten. Viele konnten nicht verstehen, wie man zu einem wie Eichmann so höflich sein konnte. Sie haben seine Taktik nicht verstanden, auch wenn er probiert hat, zu erklären, was er vorhat. Worte wie „Herr Eichmann, bitte nehmen Sie Platz“ oder „Wollen Sie eine Zigarette rauchen?“ - diese Form der Höflichkeit war für seine Kollegen unerträglich. Er kam sich mehr und mehr isoliert vor. Zum Glück kam er auf die Idee, Tagebuch zu schreiben und wusste, dass seine geliebte Frau ihm zur Seite stand. Es gab Tage, wo mein Vater es nicht über sich brachte, Eichmann zu begegnen, weil er zu viele heftige Gefühle hatte. Besonders Eichmanns kriecherische Art ekelte ihn. Denn Eichmann hatte ja lange Zeit gehabt, sich

auch eine Taktik zu überlegen. Erst dachte er, man würde ihn einfach erschiessen. Dann fürchtete er, man würde ihn foltern. Aber als mein Vater so höflich zu ihm war, fühlte Eichmann sich überlegen. Er hatte seine Karriere als Organisator der Judenvernichtung dadurch gemacht, seine Opfer zu belügen und auszutricksen. Eichmann bildete sich ein, alles über Juden zu wissen, und verwechselte das Verhalten meines Vaters mit Schwäche. Wer die Macht hat, der nutzt sie auch aus — so hatte es Eichmann immer getan. Als er aber nicht gefoltert wurde, sondern man mit ihm sprechen wollte, muss Eichmann sich gedacht haben, dass er meinen Vater und seine Kollegen manipulieren kann. Diese Überheblichkeit hinderte ihn daran, zu erkennen, dass es umgekehrt war. Eichmann redete ohne Punkt und Komma, versuchte meinem Vater zu schmeicheln und scheute sich auch nicht, Vertraulichkeit auszuprobieren: Eines Tages fragte er meinen Vater, ob er Familie hat. Da hat mein Vater ihm gesagt, ja, er habe Familie, aber er, Eichmann, habe meinen Großvater am 12.01.1943 mit dem letzten Transport aus Berlin direkt nach Auschwitz geschickt — und er wisse ja, was dort mit den Menschen geschah. Eichmann antwortete entsetzt: „Wie entsetzlich!“, denn natürlich hat er in dem Moment auch begriffen, dass mein Vater nicht auf seine Annäherungsversuche hereingefallen war. Für seine Taten spürte Eichmann keine Reue. Reue sei nur etwas für kleine Kinder, hat er später vor Gericht gesagt.

Der Grund dafür, dass Eichmann seinen Verhörer und später auch die Richter unterschätzte, war sein Antisemitismus. Eichmann war durch und durch ein Antisemit und war bis zu seinem Tod davon überzeugt, dass der Nationalsozialismus vollkommen richtig war. Weil er das war, konnte er

seine Lage als Angeklagter nicht richtig einschätzen. Am Ende war er vom Todesurteil tatsächlich überrascht, weil er es Juden nicht zugetraut hatte.

Auch dadurch hat mein Vater begriffen, dass Hass keine Sache der Freiheit ist, sondern Menschen unfrei macht. Er hat uns Kindern deshalb beigebracht, nicht zu hassen. Man kann jemanden nicht mögen, man muss nicht mit so einer Person verkehren, aber auch jemand, über den man Macht hat, hat ein Recht auf Respekt. Wer jemanden quält oder schikaniert, nur weil er es kann, schadet sich selbst.

Wir Kinder haben erst mit Beginn des Prozesses langsam und so vorsichtig wie möglich von den Lehrern erfahren, was in der Shoa geschah. Natürlich wussten alle, dass dieses Thema Israel für die nächsten Wochen bestimmen würde. Man wollte uns vorbereiten. Wir durften in der Klasse gemeinsam Radio hören — in Israel gab es noch kein Fernsehen — und selbstverständlich war ich unglaublich stolz, die Stimme meines Vaters zu hören. Mein Vater gehörte nämlich zu den ersten Zeugen, weil er vom Verhör berichten und das Protokoll offiziell übergeben musste. Stellen Sie sich vor, Sie wären 10 oder 11 Jahre alt, hätten nie Krieg erlebt und hören dann sowas. Wir Kinder haben ganz einfach nichts verstanden. Schon die ganz einfachen Dinge nicht. So fragten wir die Lehrerin: Ja, aber wo waren denn unsere Soldaten? Da erfuhren wir, dass der Staat Israel damals noch gar nicht existiert hatte, dass die Juden in der Diaspora waren und wie es zu der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs kam.

Als ich nach Hause kam, habe ich meine Mutter umarmt und habe sie ganz ängstlich gefragt, ob ich wegen der Shoa keine Grosseltern habe und woher meine Eltern eigentlich gekommen sind. Ich weiss noch ganz genau, wie meine Mutter tief Luft holte, weil sie wusste, dass sie mir jetzt die Wahrheit

über ihr anderes Leben erzählen musste. Meine Mutter und ich setzten uns hin und sie fing an zu berichten.

Meine Mutter hieß Vera und wurde in Hamburg geboren. Ihre Mutter, meine Grossmutter, war eine Geborene von Halle. Das betonte meine Mutter, denn sie war sehr stolz auf diesen Namen und den adeligen Titel, aber ebenso auf ihren eigenen Namen Gonsiorowski. Meine Mutter erzählte mir detailliert über ihr Leben in Hamburg. Sie erzählte von den wunderschönen Festen, die sie immer gefeiert hatten und wie aufregend das jedes Mal war, wenn sie und alle ihre Cousins Musikinstrumente gespielt und Theaterstücke aufgeführt hätten. Es muss eine tolle Familie gewesen sein. Meine Mutter hat mir zuerst nur diese schönen Dinge erzählt. Sie sagte, später, wenn du älter bist, dann erzähle ich Dir auch die anderen Dinge.

Ich habe natürlich trotzdem etwas über die Shoa erfahren, denn es wurde ja jetzt von nichts anderem gesprochen. Meine Freunde erzählten und wir Kinder versuchten uns zusammen zu reimen, was geschehen war, wenn wir davon in Rundfunk und Zeitungen mehr erfuhren. Nicht nur ich war verstört, ich hatte Alpträume und konnte gar nicht glauben, was da alles geschehen war.

Mein Vater hat damals auch nur wenige Anekdoten aus Berlin erzählt. Er war der Jüngste seiner Geschwister Karl Heinz und Liselotte. Auch das war eine großbürgerliche und nicht sehr fromme Familie. Mein Großvater Julius hat die drei Kinder einmal zum Eisbein-Essen mitgenommen — also Schweinefleisch — und ihnen eingeschärft, dieses große Geheimnis bloß nicht der Mutter Helene zu sagen, die einen koscheren Haushalt führte. Die Kinder erlebten das als grosses Abenteuer und sie hielten ihr Versprechen. Mein Vater liebte Eisbein bis ans Ende seines Lebens. Einmal hat das

Kindermädchen die drei Kinder in den Park mitgenommen. Als sie zurückkamen, erzählte mein Vater seiner Mutter, dass sie in einem Boot waren und er seine Hand ins Wasser tun durfte. Dem armen Kindermädchen wurde fast gekündigt, bis die beiden anderen Geschwister schworen, dass es gar nicht stimmte. Mein Vater liebte es, solche Geschichten zu erzählen. Ich habe es von ihm sehr wahrscheinlich geerbt. Deutschland — das war für mich immer beides: Das Land der schönen Kindheitsgeschichten meiner Eltern und der Grund, dass meine Eltern oft traurig waren. Aber meinen Eltern ist es gelungen, sich ihre positiven Erlebnisse nicht nehmen zu lassen. Die ersten nichtjüdischen Deutschen, die ich kennenlernte, traf ich in Amerika. Mein Vater wurde als Diplomat in die USA geschickt und meine Eltern hatten dort die Familie Clemens aus Hamburg und ihr vier Söhne kennengelernt. Walter Clemens war ein Rechtsanwalt und half Menschen, die sich aus Hamburg nach Israel gerettet hatten, ihre Rechte durchzusetzen. So begegnete er auch meiner Mutter. Der Zufall wollte es, dass beide Familien dann zur gleichen Zeit in Amerika waren: Meine Eltern für den israelischen Staat, die Familie Clemens für die Bundesrepublik Deutschland. Darum fuhren wir dann über Ostern nach Deutschland und so begann eine enge Freundschaft, die bis heute hält.

Auf diese Weise lernte ich das andere Deutschland kennen. Und ich bin meinen Eltern sehr dankbar dafür. 1967, also mit 18, ging ich selbst nach Deutschland, um Deutsch zu lernen, und besuchte in Bad Reichenhall die Hotelfachschule. Für mich war es kein Problem, mit Deutschen Freundschaften zu schliessen. Meine Eltern hatten ja auch neue Freunde gefunden und sie sprachen miteinander auch ganz offen über die Shoa. Die Familie Clemens hatte es unter Hitler auch nicht leicht gehabt, weil sie

Hitler nicht unterstützen wollten. So lernte ich die Seite dieser anderen Deutschen kennen und hörte von ihren Erfahrungen und Erlebnissen während des Zweiten Weltkriegs. Aber nicht alle Familien haben so offen von ihren Erlebnissen gesprochen. Mir ist es sehr bewusst, dass nicht immer alles richtig erzählt wurde. Aber von meinen Eltern lernte ich, dass es an der Zeit war, zu vergeben, wenn das möglich war, aber nie zu vergessen, was nicht vergeben werden konnte. Darum haben meine Eltern schließlich auch die deutsche Staatsangehörigkeit zurück genommen, um zu zeigen: Verzeihen ja, aber vergessen nie! Außerdem waren sie davon überzeugt, dass es nun einmal auch ihr Land war. Mochte man sie auch mal herausgeworfen haben, so war es doch ihr Recht.

Ich blieb fast ein Jahr in Deutschland und landete dann 1968 in der Schweiz, wo ich immer noch lebe. Meine Eltern waren in die Schweiz gezogen, weil meine Mutter mit dem Klima in Israel nicht klar kam und mein Vater bekam eine gute Arbeit bei einer Schweizer Bank. Ich wollte meine Eltern unterstützen und tatsächlich erlebte ich eine schöne Zeit mit meinen Eltern bis zu ihrem Tod.

Mein Vater beschäftigte sich sein ganzes Leben mit dem „Phänomen“ Eichmann. Aber erst in den Achzigerjahren konnte er auch öffentlich darüber sprechen. Man lud ihn zu wissenschaftlichen Kongressen ein, er wurde auch für Dokumentationen interviewt und in Fernseh-Talkshows eingeladen, wo er über Eichmann erzählen durfte. Durfte! - Denn man lernte in der Bundesrepublik nur langsam, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen. Er hätte sehr gern ein Buch über Eichmann geschrieben, aber dafür fand er keinen Verlag. Und natürlich hatte er auch



keine Erfahrung, wie man sowas überhaupt macht. Man kann also sagen, dass auch ich meinen Vater eigentlich immer über Eichmann und die Shoa sprechen hörte. Es war einfach zu seinem Lebensthema geworden. Als er 1987 starb, wollte ich nichts mehr davon wissen. Zum Glück hat man mich damals gebeten, wenigstens alle Dokumente und auch Privates zur Familiengeschichte an das Archiv für Zeitgeschichte der ETH in Zürich zu geben. Ich beschäftigte mich nicht mehr damit, weil ich zu der Zeit unter all diesen grauenhaften Geschichten litt. Auch Filme wie «Der Pianist» und «Schindlers Liste» konnte ich nicht bis zum Schluss anschauen. Es machte mich wortwörtlich krank. Das änderte sich erst im Januar 2011. Da rief mich ein Israelischer Journalist an, der in Zürich lebt, und bat mich um ein Interview über meinem Vater und die Dokumente, die er im Archiv gefunden hatte. Ich war verwirrt. Dokumente? Archiv? Ich hatte das alles völlig verdrängt.

Doch nun wurde ich neugierig und fuhr selbst in das Archiv. Das Interesse des Journalisten weckte mich auf und so, glaube ich, erkannte ich meine Aufgabe. Im Archiv fand ich das Buch von Bettina Stangneth über „Eichmann vor Jerusalem“. Ich habe dieses Buch gelesen und mich erinnerte Vieles, das diese Frau Doktor Stangneth über Eichmann sagte, an die Gespräche mit meinem Vater. So nahm ich mit Bettina Kontakt auf, die mir sofort begeistert antwortete, weil sie gern das Buch schreiben wollte, das mein Vater damals nicht selber fertig bekommen hatte. Sie kannte auch all die Dokumente meines Vaters und so hatten und haben wir uns beide viel zu erzählen. So entstand 2012 das Buch „Lüge! Alles Lüge!“, worauf ich sehr stolz darauf bin. Bettina machte den Vorschlag, nicht nur über das Eichmann-Verhör zu schreiben, sondern die Familiengeschichte meiner



Eltern zu erzählen und auch viele Bilder aus unserem Familienalbum zu veröffentlichen, damit man sehen kann, dass Juden einmal ein fester Teil des deutschen Lebens waren und was die Judenverfolgung angerichtet hat. Auf diese Weise habe ich auch viele Dinge erfahren, von denen ich noch nie gehört hatte. Wissenschaftliche Hilfe ist schon großartig. Aber es war nicht nur dieses Wissen. In den Gesprächen habe ich auch viel über mich gelernt, weil ich nämlich bis heute Probleme habe, die ich sicher nicht hätte, wenn meine Eltern nicht Juden in Deutschland gewesen wären. So bin ich sehr empfindlich, wenn in einer Gesellschaft etwas falsch läuft. Und dann ist da die Angst, dass die Menschheit nichts aus diesem Horror gelernt haben könnte. Weder die Christen noch die Juden noch die Muslime und der Rest der Welt.

Ich würde mir wünschen, dass die Menschen — auch in der Schweiz — mehr neugierig auf einander wären. Dass sie sich mehr für die Geschichten der anderen interessieren würden. Und dass sie vorsichtiger wären, wenn es um Vorurteile geht. Angst und Hass machen krank, Begriffe wie «Rasse» und «Fremde» macht Menschen irre. Das haben die Deutschen nun doch gründlich bewiesen. Warum stehen solche unsinnigen Dinge immer noch im Wörterbuch?

Rasse! Was für ein Quatsch! Wie sind Menschen, wir atmen und essen, schlafen und arbeiten, leben und lieben. Warum nehmen wir das nicht wichtiger als Hautfarben, Körperformen, Religionen oder die Frage, wer was warum liebt?

Wer erlebt hat, was es heißt, dass man den Großteil der Familie nicht kennenlernen durfte, nur weil jemand der Meinung war, dass sie nicht mehr leben durften, weiß, wovon er warnt. Wer sich noch erinnert, wie Deutschland Ende des Krieges aussah, sollte doch von so einem Unfug auch die Finger lassen. Von meinem Vater habe ich gelernt, dass der Kampf um unsere Menschlichkeit dann beginnt, wenn wir Macht über andere haben. «Das ist kein schönes Gefühl», hat mein Vater gesagt, denn man lernt sich selber dabei kennen: Wenn es mir gut geht, wenn ich unabhängig bin, wenn ich stärker bin als andere — wie gehe ich dann mit den Schwachen um? Wir leben in einem großartigen Land. Es geht uns gut. Warum gehen wir eigentlich nicht besser miteinander um?

Dabei ist es doch ganz leicht: Ohne Frieden ist alles Mist. Und ohne Respekt voreinander gefährden wir den Frieden. Für Respekt und Frieden zu kämpfen, das geht jeden an. Statt auf «die da oben» zu zeigen, kann jeder bei sich anfangen: Also die Augen aufmachen, hinsehen und zuhören, was geschieht, und weder sich manipulieren zu lassen noch andere zu manipulieren. Man erkennt den Zustand einer Gesellschaft ganz genau, wenn man darauf achtet, wie sie mit den Schwachen umgeht. Also achten wir auf die Schwachen, die ihre Rechte nicht allein durchsetzen können. Mein Vater wusste, dass es Zeit ist, Berlin zu verlassen, als man ihn, einen kleinen Schuljungen, auf dem Heimweg verprügelte und niemand ihm half oder wenigstens die Prügler zur Verantwortung zog. Letztlich ist es doch egal, warum eine große Gruppe von Menschen meint, dass es erlaubt sei, eine kleine Gruppe schlecht zu behandeln. Ihre Gründe können nur falsch sein. Wenn wir es wirklich ernst meinen mit unserer Hoffnung auf eine

schönere Welt: Warum fangen wir dann nicht ganz einfach an, sie miteinander zu schaffen?

Vielen Dank!